

„Abgesehen davon, daß der noch unbekannte Meister des Werkes sein Handwerk vollendet verstand, ist es auch mit einer großartigen Sicherheit und mit völlig beherrschtem Bewußtsein komponiert und darüber hinaus mit subtilem Empfinden gestaltet. Nichts daran ist dem Zufall überlassen und alles dient dem Zwecke, den Tod Mariens in überirdischer Schönheit darzustellen.“

Das Bild ist in Lindenholz geschnitzt, 159 cm breit, 138 cm hoch und 32 cm tief, aus zwei Lindendielen zusammengefügt. Nach der Meinung des Restaurators stammen die Lindenstücke aus einem Stamm, der mindestens 135 cm Durchmesser gehabt haben muß. Die sterbende Madonna in dieser Darstellung ruht auf einem einfachen Bett, das Haupt auf einem prallen Federkissen mit vier Quasten. Drei Apostel sind teils knieend, teils sitzend und in Büchern lesend vor dem Bette angeordnet, die übrigen neun Apostel stehen in zwei Reihen hinter dem Bett. Das Bild trug die Jahreszahl 1484. Die Zahl ist jedoch bis jetzt urkundlich nicht erwiesen, doch paßt der Stil des Bildes ganz in diese Zeit.

Unbekannt ist auch, wie und wann das Bild nach Winterspüren kam. Schiff und südliche Hälfte des Chores der jetzigen Winterspürer Pfarrkirche, in der das Bild steht, sind barock. Dieser jetzige Bau ist die Erweiterung einer spätgotischen Kirche, von der noch der wuchtige Turm und die nördliche Hälfte des Chores stammen. Die erweiterte Kirche wurde am 10. Mai 1718 von Weihbischof Conrad Ferdinand von Konstanz geweiht und hat Mariä Himmelfahrt zum Patronat. Auch die spätgotische Kirche war nicht die erste am Platze. Im „liber decimationis“, im Zehntbuch der Diözese Konstanz von 1275, wird Winterspüren als Pfarrei des Dekanates Deutwang aufgezählt, hatte damals sicher schon eine Kirche. Inhaber der Pfründe war damals Walter v. Laubegg, Chorherr und späterer Propst des Stiftes St. Johann in Konstanz. In der Pfarrei besteht seit 1498 bis heute eine Sebastianusbruderschaft, deren Statuten der Konstanzer Bischof Hugo v. Hohenlandenberg am 24. Dezember 1521 bestätigt hat. Diese und andere Urkunden über die Bruderschaft befinden sich im Pfarrarchiv zu Winterspüren. Der linke Seitenaltar in der Pfarrkirche ist St. Sebastian geweiht.

Neben dem Marien-Tod-Relief befinden sich einige andere gediegene Barockschnitzereien in der Pfarrkirche. Doch ist die Darstellung des Todes Mariens der kostbarste künstlerische Schatz der kleinen Kirche. Dieses Bild ist seit seiner gelungenen Renovation sicher auch eine Bereicherung des kulturellen Besitzes unserer ganzen Heimat.

Wilhelm Schäfer

## Zur Mundart in Büsingen

Von der Büsinger Mundart, die dem Schaffhauserischen verwandt ist, bringt O. Weiner<sup>1</sup> ein paar Proben in seinem Buch über Büsingen, 1938, S. 115-119. <sup>2</sup> R. Güntert, 1893-1934, Landwirt und „Milchmann“ in Büsingen, hinterließ einige Mundartgedichte und Gelegenheitspoeme, mit deren Vortrag er vorab an Hochzeiten das Brautpaar und die „Hochzeitsleute“ erfreute:

### Martini

St. Martin isch en strenge Ma, em Bur tuet's vor ihm bange.  
Zum ziise sött me Batze ha, und mengmol will's nit lange.

De Ziisherr hät nit vill Geduld, chumt gli go heimli stupfe:  
Ich will mi Geldli, denk an d'Schuld. So möcht en jede rupfe.

De Bur mue z'Märkt e Stierli neh, und d'Frau hät noher gg'scholte:  
Du häsch es halt au z'billig g'geh. Er sait: 's hät nit me golte.

De Handgaul cha nit länger go, er isch au numme hüttig,  
En junge wörd nit billig cho, em Bürli wörd's ganz süttig.

De Pflueg isch alt vum Wandere dur's Feld scho Jahr und Dag,  
Und so rüeft eis im andere, die-e Chöste sind e Plag.

's isch guet, da bloß emoll im Jahr dä Dag Martini isch;  
Es griift doch meng-e sich is Hoor, bis er hät subere Tisch.

<sup>1</sup> Otto Weiner: Büsingen am Hochrhein, Karlsruhe 1938.

<sup>2</sup> Wilh. E. Oeftering: Geschichte der Literatur in Baden III, Karlsruhe 1939, S. 179.

Zum Vergleich seien mitgeteilt: Schaffhauser Mundart, Stein am Rhein.

#### De Guguch

Im Walde bi-n-i g'gange, im Walde bi-n-i gsi,  
die Vögel hend g'sunge, und de Guguch rüeft dri.  
I lose gern und blibe stu, fang er im Wald a si Guguch:  
Guguch, guguch, guguch!

Guguchet er im Früelig, so rüeft-em manche zu:  
wie lang ha-i- no z'lebe? und zellt denn die Guguch;  
und maant, er wörd de eltist Maa, wenn er brav Guguch zelle cha.  
Guguch, guguch, guguch! . . . <sup>3</sup>

#### De Moo

Si Silbersichle wandret hoch / e Schiff voll Himmelsschy, er cha  
vor Schäre schier nid fürsi cho / Jetzt stoßt er a-me-ne Wölkli a –  
Häsch gsäh, er gnappet und lärt uus / De Schy, er rislet still dur d'Luft.  
Uf eimol stoht der Rande do, / i zartem, fynem Silberduft.<sup>4</sup>

#### Aus einer verklungenen Welt

Ze sälle Ziide hätt me uff em Dorf no eifach g'läbt. E Mehlsuppe isch zum z'Morge uff-  
discht worde, de Kaffi hätt me no kum kännt, au isch er vill z'düür gsi, ebbe drum, will's  
z'düür gsi isch, hätt me au nu Samschdig-Sunddig Rindfleisch g'gässe, g'soddenes, un  
d'Wuche dure Händöpfel, G'mües un Salot, au Opfel- und Birrestüekli, un zwüschedii emol  
e Stuck Späck. Aber en aigene Wii hätt jede Bur g'ha un zum Brod trunke un mängmol  
au zum Dünne.

Mänge Buure sin au z'glich Milchmanne gsi; me hätt inne d'Milch brocht, un morndrichs  
hänn se si uff em Zweiräder in d'Schdadt g'schaalde un verkauft; da isch müesam gsi,  
aber um zeni, wenn si zruckcho sinn, hänn si de Dagloh scho verdient g'ha.

D'Härre hän si no ganz vu de Buure dischdanziert – scho de Hebel hätt g'schriebe, wie  
sini Mueter zu nem g'sait het, z'Basel uff de Stroß oder z'Huse: „Peterli, lupf's Chäppli,  
s'chunnt en Herr!“ – diesäbe hänn ebbe no Drachdeschöpe draht und Zwiilchhose, im Winder  
au en Lismer, un d'Wiiber hätt me au am Werchdig z'meischt nu im Zungidlumpe, im  
Chopfduch, g'säh. D'Buure hänn si aber au z'ruckg'haalde: „Us isch bi de Herre nit  
g'schduelet!“ hänn si gsait, oder au: „Er het de Frack g'lupfet“, de Frack nämli mit de  
zwei Flügel, er het si empfole de Herr, er isch g'gange. Die Herre im Frack henn abber  
d'manne vum Land au mängmool – excüsi, ganz falscherwiis – für dumm haalde welle,  
für Doorebuebe; un s' Wiibervolch, henn se g'maint, chöndi nit uff füfi zelle. Aber d'Buure  
hänn au mengmool d'Härre guet kennt: „Schmiere un salbe hilft allethalbe, hilft's nit bi de  
Chärre, so hilft's bi de Herre“, henn si g'sait, wenn sie vum Sümärkt heimcho sind ode vum  
Färlimärkt.

Un do sin d'Buure au bi de Herre ag'sä gsi, wenn sichs um di große Schii draht het, wo  
d'Buure mit heim g'no henn, wenn si's Rindli verkauft g'ha henn oder gar s'Rößli. „Abbe,  
wa wotsch au du dervo verscho“, het do de Vadder zuem Döchterli g'sait, zum Chind,  
wenn er's dihaim verzellt hett, un wenn er gueder Luu gsi isch, vum Veltliner in de  
Schdadt, „wie wotsch au du de Handel begriife, du Büurefüfi!“

Otto Weiner, Konstanz

<sup>3</sup> Eduard Im Thurn: Der Kanton Schaffhausen. In: Gemälde der Schweiz, 1840.

<sup>4</sup> Otto Frauenfelder: „De Rande, Verse und Prosa“, Schaffhausen 1935.